

Nr. 31. Bromberg, den 7. Februar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

30. Fortsetzung.)

„Sie wären vielleicht noch jetzt irgendwo gefangen gehalten oder den Engländern ausgeliefert, wenn nicht . . .“

„Ah — ich wußte es, Madame, was für Sie die Welt und die Weltgeschichte bedeutet! Ich wußte es, daß Sie mir mit diesem lächerlichen, unbedeutenden Preußen kommen würden!“

„Ihm verdanken Sie Ihre Freiheit!“

„Ich leugne es nicht!“

„Er aber ist gefangen — durch Sie!“

„Ich tat meine Pflicht!“

„Er befindet sich in dem großen, französischen Militärgefängnis in Mainz . . .“

„. . . mit hundert anderen, die dort seit Jahren über ihre Verbrechen gegen Napoleon nachdenken . . .!“

„Seine schwere Wunde ist nun endlich geheilt. Man eröffnet erst jetzt das Verfahren gegen ihn. Man dehnt dieses Verfahren weit aus. Man hofft, durch ihn hinter die geheimen Verzweigungen des Tugendbundes zu kommen!“

„Hoffentlich glückt es, diese Pest von Verschwörern auszurotten!“

„Das Kriegsgericht wird ihn zum Tode verurteilen!“

„Unzweifelhaft, Madame!“

„Es bleibt, als einzige Rettung, die Gnade des Kaisers . . .“

„. . . zu dessen Ohr solche Lappalien überhaupt nicht dringen . . .“

„. . . wenn nicht Sie, Viktor, sein treuer Vasall und tapferer General, ihn um Gnade für einen ebenso tapferen Feind bitten, der großmütig an Ihnen gehandelt hat!“

„Deswegen trieb es Sie zu mir, Madame?“

„Ja . . .“

Der schimmernde Mars mit dem Diamantengefunkel der Ehrenlegion auf der Brust lachte höhnisch auf. Er zuckte zornig die goldene Last der Epauletten. Er beugte sich, breitbeinig, beide Hände auf den rubinäugigen Pantherkopf des Krummsäbels gestützt, gegen die Fürstin Eliza vor.

„Ich soll die Gnade des Kaisers für diesen Abenteurer anrufen, durch den ich, dank Ihnen, Madame, beim Kaiser in Ungnade fiel?“

„Ich weiß keine andere Rettung! Das Gefängnis ist zu gut bewacht. Ich bin allein. Ich habe keine Hilfe. Er kann nicht fliehen!“

„Das einzige, was den Kaiser versöhnt — Verdienst vor dem Feind — blieb mir in diesem Kleinkrieg gegen Kuhhirten, Kapuziner und Weiber versagt! Ich erhielt Andeutungen aus der Umgebung Napoleons, daß er neuerdings die Einbeziehung des Fürstentums Praunheim in das Kaiserreich — also meine Absetzung — plant, wie das der Herzog von Oldenburg, der Arenberger, die Salme und andere Rheinbundsouveräne auch schon die längste Zeit befürchten. Kommt es dazu, so verdanke ich das Ihnen, Madame, und Ihrer selbstmörderischen, pflichtvergessenen Neigung zu diesem Preußen!“

Der Fürst Viktor zu Praunheim schritt weitausgreifend, federnd durch das Zimmer wie ein Tiger im Käfig. Er zeigte die weißen Zähne unter dem schwarzen Schnurrbart.

„Ich muß mich jetzt hüten, den Kaiser zu reizen! Ich darf ihn mit keinem Wort an Sie erinnern! Gott sei Dank: Ich habe die eine Verteidigung: Er selber war es, der uns in Fontainebleau zusammengekuppelt hat! Er ist unser Schicksal!“

Die beiden Ehegatten standen eine Zeitlang stumm, jeder an einer Wand. Finsterer Haß brütete zwischen ihnen in dem leeren Raume. Dann warf Eliza Praunheim den hübschen, dunklen Kopf in den Nacken.

„Warum ist er unser Schicksal? Warum ermannen wir uns nicht? Es gibt Männer in Deutschland — die kämpfen nicht wie ihr für rote Brustbänder und Marschallstäbe und Herzogshüte und Millionen Franken — die kämpfen ohne Lohn — für einen Gedanken — nur weil sie müssen . . .“

„Die Kämpfe sind überall in Europa zu Ende! Die gerechte Sache hat gesiegt!“

„Wenn Gewalt Gerechtigkeit is!“ Die Fürstin Praunheim fuhr in die Höhe. Plötzlich sprach sie ihr heimatliches Deutsch. „Ich bin irr' geworden an deinem Abgott, seitdem ich gemerkt hab', was er aus den Menschen macht! Aus seinen Schützlingen macht er ein Gelichter und aus seinen Feinden Helden! Der Kasseler Hof hat mir die Augen geöffnet: Diebe und Dirnen sind die Leut', die der Napoleon da züchtet! Und in Paris wächst gerad' so ein Unkraut unter seiner Sonne . . .“

„Der Kaiser verachtet die Menschen! Er läßt sie gewähren! Wir sind zu klein für ihn!“

„Aber es gibt Menschen, die werden groß an ihm — und das sind seine Gegner! Der Major Schill — das sagen alle — war nit mehr als ein tapferer Husar! Aber jetzt spielen sie auf allen Drehorgeln in Preußen das Lied vom Schill! Der Herzog von Braunschweig is ein wilder Hitzkopf und nix anderes! Aber jetzt singen sie auf allen Straßen das Lied vom Braunschweig! Der Andreas Hofer gegen den ihr auf dem Berg dort fechtet . . .“

„Wir werden ihn schon fangen!“

„Und erschießen?“

„Ja!“

„. . . und nach dreißig Jahren werden die Leut' von ihm sagen, und er is lebendiger als je in seinem Leben! Viktor — seitdem ich die Bauern hier in Tirol gesehen habe, die niedrigen, armen Leut', wie sie sich zu Tausenden von euch töten lassen . . .“

„In Spanien war es nicht anders . . .“

„Viktor . . da hat sich in mir was gewandelt!“

„Es ist aus! Wir haben gesiegt!“

„Ihr könnt nit siegen, Viktor! Das ist's! Das begreif' ich jetzt! Ihr könnt nur Leut' totschlage! Aber wenn sie ihren Geist aufgeben, fährt ihr Geist in Andere und kämpft weiter! Den könnt ihr nit fassen!“

„Ich weiß, was aus dir spricht: Der verfluchte Preußengeist! Es war ein Fehler, daß man Preußen in Tilsit nicht mit Stumpf und Stiel ausgetilgt hat!“

„Jetzt versteh' ich, warum der Napoleon, dem vor keinem Soldaten auf der Welt bang is, sich vor den Leut' fürchtet, die er die Ideologe heißt! Da kann er seine Alte Gard' den ganzen Tag mit Kartätsche knalle lasse — den Geist trifft er nit!“

„Ich kenne deinen heiligen Geist! Der sitzt in Mainz hinter Schloß und Riegel!“

„. . . und hat den Geist seit bald drei Jahren in unzähligen Nöten und Gefahren bewiese . . .“

„Dies in Mainz wird seine letzte Not sein! Verlaß dich darauf!“

„Guck', Viktor: Ich bin vom Rhein! Ich kann mich gar nit in das harte Preußen da oben schicke . . ."

„Himmeltausenddonner: Dann überlasse diesen Preußen seinem Schicksal!"

„. . . und doch fühl' ich jetzt: Er hat recht! Auf seiner Seite sind alle guten Geister!"

„Weil du in ihn verliebt bist . . . ."

„. . . und ich bin's, weil ich ihn bewundern tu'!"

„Du wirst nur noch eines an ihm zu bewundern haben: sein Ende!"

„Er würd' es verstehen, wie ein Mann zu sterben!"

„An der Courage dieses Briganten zweifle ich nicht!"

„Aber muß er sterben? Schau: Ich will ihn ja nie wieder sehen! Nie wieder etwas von ihm hören! Ich will ihn ja nur retten! Durch die Gnade des Kaisers! Der Kaiser kann großmütig sein, wenn er will! Er hat in Berlin dem Fürsten Hatzfeld das Leben geschenkt, weil die Fürstin sich ihm zu Füßen geworfen hat!"

„Knie doch auch vor ihm nieder! Du hast es ja schon einmal getan!"

„Ich hab' den Napoleon um Audienz gebete! Er hat mir sage lasse, ich sei in Ungnad' und hätt' Paris und den Hof zu meide!"

„Ich weiß es! Und ich habe ihm geschrieben: Sire — Sie haben diese Frau für mich ausgesucht!"

„Gerad' darum kann er dir nit grolle! . . . Du darfst vor sein Angesicht trete . . ."

„. . . und um das Leben dieses Preußen betteln?"

„Viktor . . ."

„Nie und nimmer!"

„Ich fleh' dich an!"

„Es ist mein letztes Wort! Soll ich etwas besser wissen als Napoleon? Hier auf dem Tisch liegt der Religions-Katechismus des päpstlichen Kardinal-Legaten Caprara. Da steht es schwarz auf weiß: „Gott hat den Kaiser zu seinem Bild auf Erden gemacht! Unseren Kaiser ehren, heißt also Gott selbst ehren!" . . .

„Das is Gotteslästerung — und weiter nix!"

„. . . Der Kaiser ist der Gesalbte des Herrn" heißt es da . . . , „die ihre Pflicht gegen ihn vergessen, verdienen die ewige Verdammnis"! Doch brechen wir dieses unfruchtbare Gespräch ab!" Der General Napoleons nahm eine Almglocke vom Tisch und schellte. Der Adjutant klirrte ins Zimmer. „Lassen Sie den Wagen der Fürstin vorfahren, Trockenau!"

„Die Kutsch' und was dazu gehört, steht im letzten Dorf vor Innsbruck!" sagte Eliza Praunheim matt und geistesabwesend.

„Dann sorgen Sie für ein anderes Fuhrwerk, Trockenau! Wie? Wagen sind schon da, aber alle Pferde requiriert? Ich werde mir also die Ehre geben, Madame, Sie zu Fuß die kurze Strecke nach Mühlau zu begleiten!"

Der Fürst schritt neben seiner Gemahlin am Innufer hin — zwei feuerrote Husaren zu Fuß platzmachend vor ihm, zwei als Wache dahinter. Nebenher ritt auf der Landstraße ein Leibknecht mit einem ledigen Handpferde für den Rückweg.

„Der Marschall Lefèvre wird Sie, auf meine Veranlassung, einladen, sich heute noch auf die Heimreise zu begeben und Ihnen die nötige Sauvegarde schicken, Madame!" sagte der Rheinbundsouverän wieder auf Französisch. Die beiden näherten sich einem kleinen Bauernhof an der Reichsstraße. Ein steinalter Austragsvater saß davor und starrte aus hellen, leeren Vogelaugen hinüber nach dem jetzt still liegenden Berg Isel. Keine Runzel bewegte sich in den verwitterten, stoppelbärtigen Zügen.

„Ich beglückwünsche Sie, Madame, daß Sie dies Land hinter sich lassen dürfen!" Die Stimme des Fürsten Viktor grollte von tief in ihm kochenden Unmut. „Ich wollte, ich hätte es nie betreten! Am Bauer kann man nicht zum Ritter werden . . .!"

Alles auf der Heerstraße machte dem Husarenbrigadier Platz. Was da ritt, marschierte, karrte — die Welschen, die Bayern, die Kompagniewäscherinnen, die Troßknechte, schaute ehrfürchtig auf den hochgewachsenen, feurigen General in flammendem Purpur und gleißendem Gold, der, wie Mars selber, vom weißen Reiherbusch auf hoher Pelzmütze überflattert, das buntgefleckte Pardelfell über den Schultern, durch eine Welt in Waffen wandelte. Auch der uralte Trenkwalder-Loisl drüben vor seinem Haus wandte zum erstenmal den schlohweißen Bergbauernschädel hinüber zu dem großen Herrn aus Frankreich und schaute ihn, wie eine Lichterscheinung des Bösen, mit halboffenem, eingefallenem Mund an.

„Ein Husar im Gebirge ist das fünfte Rad am Wagen!" versetzte unzufrieden im Gehen der Fürst zu Praunheim. „Das vergaß ich, als mich der Kriegseifer von Kassel hierher trieb!"

„. . . und doch sollen Sie sich, wie Baron Trockenau mir berichtete, tollkühn bei jeder Gelegenheit dem Kugelregen der Bauern ausgesetzt haben!" sagte leise die Fürstin Eliza.

„Das tat ich, Madame, und wie Sie sehen, traf mich keine Kugel! . . . Aber was hilft es? Der Kaiser schätzt nicht den Mut, sondern den Erfolg! Und den fand ich nicht!"

Zwei Marketenderinnen auf einem Protzkasten warfen bewundernde Blicke auf den Fürsten Praunheim, als sei ihnen der Kriegsgott selber erschienen. Seine ordenübersäte, sechs Fuß lange, in allen Farben leuchtende Gestalt beherrschte weithin das trübe Novembergrau der Straße. Das greise Austragsbäuerlein vor seinem Haus ließ jetzt das starre Auge nicht mehr von ihm. Es bewegte die zahnlosen Kiefern wie in einem Selbstgespräch der Erinnerung: „Der erste Bub' heimg'fahren am 29. Mai am Berg Isel . . ."

„Ich hätt' es anders anfangen sollen, Madame!" sagte der Fürst Praunheim. „Ich hätte es machen sollen, wie der eine Isenburg!"

„. . . Der zweite Bub tot am 13. August am Berg Isel! . . ."

„Der Isenburg hat ein eigenes Freikorps in Deutschland für den Kaiser angeworben . . ."

„Der dritte Bub abg'rufen am 1. November am Berg Isel!"

„. . . und Napoleons Wohlgefallen gefunden!"

„. . . der Enkel, der Letzte, kalt und steif da hinten im Holzstadel — der halbe Kopf weg . . . Jesus, Maria und Josef — habt den Bub selig! War erst sechzehn! . . ."

„. . . mit einem solchen Freikorps konnte ich meine Ergebenheit gegen das Kaiserreich zeigen!"

Der Fürst zu Praunheim war jetzt dicht an der niederen, schindelgedeckten und steinbeschwerten Bauernhütte. Wie er da hinschritt, ein bildschöner Mann, schwarz, schnurrbärtig, heißäugig, gebieterisch, aufgereckt, getragen vom Atem des Ruhms und Siegs, da war er eine wandelnde Verkörperung dieses märchenhaft von allen Kriegswundern umleuchteten, unwiderstehlichen Kaiserreichs, das den Jubel der Marseillaise, den Flug seiner Silberadler, den Tod seiner Feuerschlünde von Portugal bis Polen, von der Bernsteinküste bis zu den Pyramiden trug. Die Bank vor dem Bauernhaus war jetzt leer. Der greise Trenkwalder Loisl war mühsam auf den Heuboden hinaufgetappt. Und wie er da im Streuhaufen im dunkelsten Winkel wühlte und etwas suchte, mahlte der zahnlose Mund zum erstenmal seit langer Zeit ein paar Worte: „Die Stutzen von den Buab'n habt's! Aber mein alten Stutzen habt's net, Ihr Fallot'n!"

„An der Spitze einer irregulären berittenen Legion in Deutschland hätte ich dem Kaiser besser gedient, als hier gegen diese höllischen Bauerntölpel!" sprach reuevoll unten der Fürst Viktor zu Praunheim-Kestrich. Aus der Heuluke oben lohte Blitz und Rauch. Ein satanisch verzerrtes, wie ein Totenkopf vertrocknetes Antlitz spähte durch den Qualm des Stutzens hinab: „Juchu! Dem Falott'n mitten ins Herz! . . ."

Voltigeure stürmten die Hühnersteige hinauf. Da oben lag gleich danach, statt des achtzigjährigen Trenkwalder Loisl, ein blutiger Klumpen. Unten betteten sie den Fürsten Viktor im Hausflur. Der Brigadier des Kaisers röchelte, in fliehendem Leben . . .

„Vielleicht wird dir der Kaiser jetzt verzeihen . . ." murmelte er zu der Fürstin Eliza, die neben ihm kniete, „. . . wo ich für ihn . . . Melde ihm: Meine letzten Worte." . . . . Seine Sprache wurde unverständlich . . . hob sich noch einmal mit letzter Kraft zum letzten Atemzug: „Es lebe der Kaiser!" . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wünsche.

Was ich mir immer wünsche, ist . .

. . . daß unsere lieben Frauen von der Natur ihr Winterpelzchen geliefert bekämen!

. . . daß unsere Kinder nur halb so artig wären, wie sie in den Augen ihrer Mütter sind!

. . . daß die Freundinnen meiner Frau nicht jeden Augenblick ein neues Kleid oder einen neuen Hut geschenkt erhielten!

. . . daß, wie Gedanken zollfrei sind, auch Wünsche kostenlos wären!

. . . einmal für ein Stündchen die beste Freundin meiner Frau zu sein: damit ich einmal genau wüßte, was eigentlich meine Frau über mich denkt!

. . . daß meine Frau endlich einmal einsehen lernte, was für einen netten Ehemann sie in mir besitzt!

Smada.

Der Unheimliche.

Skizze von Paulus Schotte.

Ich hatte sechs Stunden ausgestreckt auf den drei gepolsterten Sitzen des Abteils gelegen und mit brennenden Lidern auf die gerippte Decke und die flackernden Lampen gestarrt, über welche die Stoffblenden wie die Augendeckel eines Riesenvogels geklappt waren. Die Heizung unter der Bank sott und surrte. In unbeschreiblicher Wachheit horchte ich auf den harten Dreitakt der Schienen. Plötzlich, während das klackende Taktieren der Räder wie tausend Froschfinger auf die Lehmkugel meines Hirns tippte, konnte es geschehen, daß sich mit einem Male ein Krater öffnete und sich der flammende Kern der Tiefe schauerlich schmerzend ergoß; ich wußte: Ich entfernte mich von dem Orte meines schönsten Glückes. Ja — sie war gestorben, sie, die meinem kleinen Dasein durch kurze Zeit Größe und Farbe geliehen, die mich gelehrt hatte, daß Heiterkeit und Lebensernst in einem Menschen vereint sein können. Ich war allein geblieben, hatte das Begräbnis gesehen und — am Tage nachher — Sonne und Licht und die springenden Spitzen der Sträucher im ersten Frühlingsatem. Da mußte ich um Mitternacht in entsetzter Hast mit meinem wirr gepackten Koffer zur Bahn fahren und in einen Zug steigen, der nach dem Süden ging.

Ich richtete mich auf und sah zum Fenster hinaus. Es tagte. Ich öffnete das Fenster. Feuchtkalte Bergluft stürzte in das heiße Abteil. Tag — Tag — wieder ein Tag.

Da knirschte und schrie die Bremse. Ich hörte Lärm im Gange und sprang auf.

Ein Herr öffnete die Tür, setzte sich mir gegenüber und zündete sich eine Zigarre an. Das war alles, was ich von ihm sah. Ich fühlte, daß er mich betrachtete, und schämte mich: vielleicht bemerkte er mein verweintes Gesicht. Ich schloß die Augen; aber ich fühlte, er sah mich an. Seine grauen Augen mit dem winzigen nadeldünnen Sehloch in der Mitte schauten offen auf mich, sein lippenloser großer Mund zog sich herab. Im übrigen war es eine hagere Jockey- oder Schauspielerfratze, gefurcht und gefaltet wie Kalkstein, durch das die Wasser jahrtausendlang ihre Rinnen gezogen. Welche Laster und Abenteuer mochten dies hier getan haben? Sein Blick verursachte mir einen Druck unter der Brust. Auch ekelte mich sein spitzer Adamsapfel, der sich unter der rissigen Haut bewegte wie ein verschlucktes Tier. Eben bemerkte ich, daß er eine englische Kappe in auffallenden Farben trug und einen schwarzen, altmodischen Salonrock, als er mich zu meinem Schrecken ansprach. Ich weiß nicht mehr, was er sagte — ich erinnere mich nur, daß ich über seine laute, harte und dennoch süßliche Stimme erschrak. Ich konnte nichts antworten, der Tonfall dieser Stimme drosselte mir die Kehle ab. Endlich sagte ich unfreundlich, ich habe schlafen wollen und sei von ihm aufgeschreckt worden.

„Verzeihen Sie“, knarrte er, „ich glaubte zu bemerken, daß Sie nicht schlafen.“

Ich stammelte mit einem gepreßten Lächeln, ich habe vielleicht deshalb nicht schlafen können, weil er mich angesehen habe.

Dieses Wort wurde mein Schicksal und Verhängnis. Wäre es ungesprochen geblieben, so hätte der Mann weiter über das Wetter oder seine Zigarre gesprochen und ich das Entsetzen der nächsten Viertelstunde nicht erlebt. Aber er sagte: „Gewiß — das ist schon möglich. Aksakow, der russische Staatsrat, erzählt, daß er Hypnotiseure gesehen habe, die Menschen durch den Blick aufwecken können.

„Der Blick kann glücklich und unglücklich, durstig, hungrig und satt machen, blind, taub, stumm und hellsehend.“

„Mich kann kein Mensch mehr glücklich machen“, flüsterte ich und errötete. Dann sagte ich lauter, um mein unvorsichtiges Wort auszulöschen: „Und körperliche Eigenschaften durch Hypnose? Lächerlich!“

Nach einer Weile knurrte er: „Sie müssen es ja nicht glauben, junger Mann! Es gibt mehr Dinge . . . wie alt sind Sie denn?“

Ich antwortete ihm nicht. Ich hatte Angst.

„Und Sie, Sie können das alles?“ fragte ich nach einigen Minuten und versuchte den Ton meiner zitternden Stimme höhnisch zu biegen.

„Hm“, lachte er — es klang, als ob man Bretter aufeinander würfe, „ob ich es kann, das wollen wir einmal dahingestellt sein lassen.“ Wenn er lachte, schlotterte die Haut an seinem Halse wie nasses Pergament. Ich fühlte, wie in meiner Brust etwas zusammenschrumpfte, wie um sich kleiner zu machen und einer Gefahr zu entgehen; aber ich sagte in leichtem Tonfalle, den ich mit ungeheurer Anstrengung hervorbrachte: „Gegen den Willen eines Anderen vermag man nichts, habe ich gehört. Ein berühmter Psychiater hat das jüngst — ja ich habe es gelesen.“

Er lachte nur auf und rief — in feiner Stimme quiekte, knarrte und kreischte es — „Psychiater? Esel, Gauner, Dummköpfe, Feiglinge. Ich möchte Ihnen einmal zeigen, wie dumm sie sind!“

Er also, er selbst, dachte ich, in meine Ecke geschmiegt, und meine Fingerspitzen zuckten.

Da hielt der Zug. Das hellgraue Licht des frühen Tages schlich in alle Ecken. Das Gesicht des Unbekannten erstarrte in dem Halbdunkel zu einer grotesken Larve. Die verrunzelten Lider lagen weiß über den Pupillen. Der Zug ruckte an, knirschte, klapperte und rollte aus der Station. Ich schloß die Augen, öffnete sie aber sofort wieder und schielte hinüber. Hatte er nicht die Lider gehoben? Nein. Einige Minuten taktierten die Räder. Plötzlich klappte er die Augendeckel auf und schaute mich ohne zu sprechen an. Er will mich hypnotisieren, dachte ich entsetzt. Er will mich berauben oder ermorden! Ich will nicht! Ich will nicht! Zähne und Lippen preßte ich zusammen und starrte in seine schauerlichen Geieraugen. Da senkte sich mit einem Male Dunkelheit herab. Es wurde finster, lichtloser — dunkler, schwärzer, die letzten Umrisse der weißen Maske mir gegenüber verschwanden — ich war blind! Ich streckte die Arme aus und schrie auf: „Blind hat er mich gemacht. Blind!“ Ich hielt die Finger vors Gesicht. Ich sah sie nicht. Nichts war um mich als das tosende Brausen des Zuges. Ich weinte. Mein Körper zitterte vor Grauen und Qual. Ich sprang auf, stürzte mich nach vorne — nichts. Nichts. Chaos. Nacht. Er war geflohen! Schreiend vor Entsetzen fiel ich auf meinen Sitz zurück. Ich rieb die Augen — schaute, schaute — nur das schwarze Nichts umstarrte mich. Vorbei mein junges Leben, vorbei die Schönheit der Welt! Kein Frühling, keine Sonnen und blauen Schatten, keine Reisen, keine Frauenantlitze, keine Farben! Wieder schrie ich lange, schrie, brüllte. Dann fiel ich ohnmächtig hin. Ich erwachte sofort und war ruhiger geworden. Was denn hatte sich verändert? Durch einen unbegreiflichen Prozeß war ich erblindet. Aber vorher, hatte ich nicht vorher dem Leben abgesagt? Ja — ich war nun blind. Man würde mich hinausführen in eine Anstalt und ich würde still unter Stillen ein ruhiges, friedvolles Dasein führen. Keine Schmerzen konnten dann an mich heran dringen, keine Konflikte mit Frauen, keine Enttäuschungen mich berühren. Ich war mit einem Ring von Finsternis umgeben, gefeit vor allen Angriffen des Lebens. Ich schloß die Lider: Dunkelheit. Ich öffnete sie: Nacht. Wieder brüllte ich auf vor wahnsinnigem Entsetzen, wühlte die Fäuste in die Augenhöhlen. Blind! Blind! Gestorben! Tot! Ermordet! Schwer atmend, röchelnd starrte ich in die absolute Leere vor mir. Eintönig und laut brauste der Zug. So wird das Leben an mir vorbei rauschen, ich werde hören, hören — und nicht sehen. Allmählich wurde ich wieder ruhiger. Gut so, gut so. Sie ist tot — ich lebe nun auch nicht mehr. Mitleid, Güte wird mich umgeben. Wer ist böse zu einem Blinden?

Unerhörte Erkenntnisse leuchteten vor meinem inneren Blicke. Ist es nicht das letzte Ziel aller Weisheit, unberührt durchs Leben zu gehen, „ohne Anhangen?“ Ich werde keinen Willen mehr haben müssen, nichts mehr wissen von dieser häßlichen Gegenwart. Nur der Gedanke an sie, die ich verloren hatte, wird mich erinnern, daß ich einst gelebt habe.

Langsame, wehmütig-süße Tränen flossen aus meinen Augen, aus diesen Augen, die nun mit einem Male keine mehr waren. Um mein Herz fühlte ich leise, tröstend, zarte und lösende Schleier sich spinnen. Ich schloß die Lider. Öffnete sie.

Licht, Licht, Licht fiel über mich herab. Ich schrie auf. Ich sah wieder, ich sah, sah! Berge! Häuser! Wolken! Bäume! Leben! Leben! Das Abteil war leer. Von draußen schaute ein sehr schönes, rührendes Frauengesicht herein. Eine Hand rollte die Türe auf. Ich verbarg meinen Kopf hinter meinem Mantel.

Die Frau sagte zu ihrer Begleiterin mit einer weichen Stimme, deren Klang mich erschütterte: „Ich bin froh, daß dieser endlose Tunnel vorüber ist.“

Im Banne des Rauschgiftes.

Mord in der Opiumhöhle.

Von Henry Collis.

Auch in Europa gibt es Opiumhöhlen. Auch in Europa kann man diesem schrecklichen Laster fröhnen. Und doch, es ist nicht dasselbe wie im Orient. Der prickelnde Nervenreiz des Geheimnisvollen geht in Europa gänzlich verloren. Opiumhöhlen sind auf unserem Kontinent Vergnügungsetablissements, in welchen von geschäftstüchtigen Unternehmern das Surrogat all dessen geboten wird, was in Asien den Wesensinhalt des Ganzen ausmacht. Höchstens in den großen Hafenstädten, in St. Pauli in Hamburg und an ähnlichen Orten kann der Opiumrauchende gefährliche Abenteuer erleben, mit der „Unterwelt“ in Berührung

kommen. Um aber diese Unterwelt kennen zu lernen, braucht man keinen Haschisch.

Anders, ganz anders ist es in Indien. Rangunn in Birma ist die Stadt, die dem wissensdurstigen Fremden all ihre Geheimnisse restlos preisgibt. Der Ungläubige darf dort alles tun und lassen, seine Neugierde nach Belieben befriedigen, niemand wird ihn daran hindern. Nur eines muß er sich immer vor Augen halten. Die kleine, flache Kappe der Birmanen, die alle Männer, selbst die rechtlosen Parios auf ihrem Kopfe tragen, ist heilig, ist für ihn „tabu". Der Birmese der unteren Stände läßt sich alles gefallen. Einen Peitschenhieb, einen Schlag ins Gesicht faßt er nicht als Beleidigung auf, aber die leiseste Berührung seiner Kappe, seiner „Passoh" ist eine verabscheuungswürdige Freveltat und verlangt Rache, blutige Rache. Wehe dem Fremden, der diese Todsünde, wenn auch nur ungewollt, begangen. Ein Birmese wird die von profanen Händen entweihte Kappe niemals wieder auf seinen Kopf setzen, wird sie begraben und als Sühne dafür dem Missetäter nach dem Leben trachten. Tag und Nacht wird er dem Unglücklichen folgen, sein unentrinnbarer Schatten werden, bis es ihm endlich gelingt, ihn zur Strecke zu bringen. Denn in dem Passoh konzentriert sich seine ganze Selbstachtung. Er, der Mensch, bedeutet nichts, ist ein unwürdiges Geschöpf, aber sein Passoh. . . Und vor dieser Rache gibt es kein Entrinnen. Morden oder ermordet werden heißt die Parole. Und nun gesellt sich zu all den phantastisch unfaßbaren Dingen noch das Opium. Im Opiumrausch werden die meisten Morde begangen. An den Stätten, wo man den süßen Traum, das Vergessen um Geld kaufen kann, lauert das Verderben, der Haß, der nicht vergessen kann. Alles, aber auch alles ist echt in diesen Lasterhöhlen. Und der Birmese, der sich, weil ein Fremder seine Kappe berührte, geschändet fühlt, sucht seinen Feind am liebsten in diesen Opiumhöhlen auf. Er ist bestrebt, den wonnigen Traumschlummer, der den fremden Eindringling in seinem Banne hält, in einen ewigen, traumlosen Schlaf zu verwandeln. Eine der teuflischsten Waffen des Orients, der „Samjutan", wird zu diesem Zwecke verwendet. Er tötet von weitem, unhörbar, aber um so sicherer. Mitunter kommt es aber auch anders. Und der leblose Körper eines armen zerlumpten Birmesen, der seinen Passoh krampfhaft in seiner erstarrten Hand hält, wird, ohne viel Aufsehens zu machen, aus dem Reiche des Opiums getragen. Ein Paria weniger.

Kürzlich ereignete sich ein solcher Mord in einer Opiumhöhle in der Stadt Rangunn. Ein bedauernswerter Paria wurde hinter einem Vorhange mit einem Messer in der Brust tot aufgefunden. In einer seiner Hände hielt er seine Kappe, in der anderen ein etwa 20 Zentimeter langes Rohr. Darin steckte ein 5 Zentimeter langer, vergifteter, todbringender Stachel. Der „Samjutan", murmelten die Inder, die die Leiche aufgefunden hatten. Im Nebenzimmer schlief ein Europäer. Und die Birmesen wußten alles. Der Namenlose wurde hinausgetragen und kein Hahn kräht nach ihm. Der im Opiumrausch liegende Europäer erwachte. Wortlos zeigte ihm sein indischer Diener einen großen schwarzen Stachel, der neben seinem Kopfe im Fußboden, im dicken Teppich steckte. Dann sprach er: „Hier der Samjutan. Es ist ihm gelungen, einen vergifteten Stachel mit seinem Munde herauszublasen. Er ging aber fehl. Der zweite ist ihm in der Röhre stecken geblieben. Und das war dein Glück, großer Sahib. Vor fünf Stunden geschah es. Jetzt ist er tot und du, Sahib, lebst."

Der Europäer taumelte ins Freie, mußte seine Gedanken sammeln. Und erst allmählich erinnerte er sich an die Ereignisse der letzten 24 Stunden. Es war ein unerträglich heißer Tag. Er saß in seinem Bungalow und rauchte die mit Opium durchtränkten Zigaretten. Sein Kopf war leicht benommen, zum Denken unfähig. Und die Sonne brannte unbarmherzig. Es schien, als wollte sie mit ihren Strahlen alles versengen. Der gepeinigte Mensch fühlte plötzlich das Verlangen nach Opium. Nach dem Rausche, der selbst den Ärmsten der Armen, den Parias, das Leben lebenswert macht . . . Das tagtäglich einsetzende Gewitter war vorüber. Die Hitze wird erträglicher. Den Europäer, er war ein heißblütiger Ungar, beschäftigte noch immer der Gedanke nach Opium. Seine Phantasie gaukelte ihm Märchenträume vor.

Müden Schrittes erhob er sich, rief seinen treuen Diener und ließ sich von diesem unbekannt-bekannten Wonnen entgegenführen. Sie schritten durch kleine, schmutzige, finstere Gassen. Hie und da erblickten sie die Riesengestalt eines Polizisten oder das grinsende Gesicht eines Eingeborenen. Sie befanden sich in dem ärmsten Viertel der Stadt. Die in Lumpen herumirrenden Birmesen wichen ehrfurchtsvoll dem Sahib aus. Die Wanderung ging immer weiter und weiter. Eine schmutzige, hagere, von Arbeit und Elend ausgedörrte Gestalt tauchte plötzlich vor ihnen auf. Die Gestalt hielt in ihrer Hand ein undefinierbares Etwas. Sie sprach unverständliche Worte. Hatte wahrscheinlich ihre Ware angeboten. Doch der Fremde, dessen Sinne von dem kommenden Opiumrausch beherrscht waren, wollte nicht stehen bleiben, kostbare Zeit verlieren. Er schob den vor ihm Stehenden unsanft beiseite. Als dann der Eingeborene nicht weichen wollte, versetzte er ihm einen Stoß. Der Mann taumelte und der Weg wurde frei. Eine Minute später stand aber der „Händler" wieder vor ihm. Nun riß der Geduldsfaden des Opiumhungrigen. Er hob seine Hand und gab dem Birmesen eine schallende Ohrfeige. Er zielte aber im Dunkeln schlecht und seine Hand traf nicht das Gesicht des Elenden, sondern seine Kappe, die Passoh, die nun zu Boden fiel. Das Unglück war da.

Der so Gemaßregelte stand noch immer unbeweglich auf seinem Platze. Seine Augen sprühten Haß, unbändigen Haß . . . Auch der Diener bemerkte, was sich ereignet hatte, lief schnell zu seinem Herrn hin, packte ihn unter den Arm und begann zu rennen. Es war ein Rennen auf Leben und Tod. Denn hinter ihnen rannte der Mann ohne Kopfbedeckung. Die ausgestorbenen Straßen wurden plötzlich lebendig. Die Eingeborenen wußten, um was es sich handelt, doch dies alles ging sie ja nichts an. Es war ja nicht ihr Passoh, der heruntergeschlagen worden war.

Endlich, sie waren am Ziel. Die Pforte der Opiumhöhle öffnete sich vor ihnen. Der geschändete Mann war nirgends zu sehen. Der Missetäter atmete erleichtert auf und gab sich dem süßen Opiumrausch hin. Plötzlich schrak er auf. Er bemerkte das versteinerte Gesicht des Geohrfeigten. Er begann zu zittern. Ein Schauer überkam ihn. Er kämpfte mit der Allmacht des Opiums. Und was dann geschah, davon hatte er keine Ahnung. Aber er lebte und der andere war tot.



Bunte Chronik



* **Ein versteinerter Mensch.** In Chile wurde vor einigen Wochen in der Nähe der Stadt Tocopilla in einem alten Kupferbergwerk ein vollständig versteinerter Körper eines alten Peruaners aufgefunden. Der Überlieferung nach wurde dieses Bergwerk vor Jahrhunderten durch die Eingeborenen ausgebeutet. Deshalb hält man auch den versteinerten Menschen für einen Peruaner aus der Zeit vor der Eroberung durch die Spanier, in der nördlichen Teile Chiles zum Inkareiche gehörten. Man fand den Versteinerten auf dem Rücken liegend in der Stellung, die er während seiner Arbeit einnahm, also offenbar mit dem Abhacken des erzhaltigen Gesteins beschäftigt war, als ein Einbruch der Stollendecke ihn verschüttete. Auch die kupferne Klinge seiner Hacke — im Inkareich kannte man nur Werkzeuge aus Kupfer und Bronze — wurde gefunden, dagegen keine Spur mehr von dem Stiel oder irgendeinem Kleidungsstück. Wahrscheinlich haben die in Chile häufigen Erdbeben dafür gesorgt, daß sich die Erde sehr dicht um den Verschütteten legte. Auf welche Weise aber die so entstandene Hohlform nach der Verwesung des Körpers die mineralische Füllung erhielt, das ist noch ein Rätsel, ebenso die Rasse.

*

* **„Begleitest du mich heute nacht nach Haus?"** Die mißverstandene Frage eines Gastes in einem Londoner Restaurant „Warum ist denn der Schinken so zäh?" gab einem heute überall bekannten Jazzschlager den Namen. Umgekehrt kann aber auch ein solcher Schlagertitel zu peinlichen Mißverständnissen führen, wie sich kürzlich gleichfalls in London gezeigt hat. Spielt da in einer bekannten Tanzdiele die Kapelle einen flotten Foxtrott. Einer jungen Dame gefällt der Tanz, und sie bittet einen gerade vorübergehenden Kellner, sich bei der Kapelle nach dem Titel zu erkundigen. Der Ganymed enteilt, fragt nach dem soeben gespielten Tanz und eilt zurück. Doch in dem überfüllten Raum kann er seine Auftraggeberin nicht gleich entdecken. Suchend blickt er umher und geht dann an einen Tisch, von wo man ihm heranwinkt und an dem er in einer der dort Sitzenden „seine" Dame zu erkennen vermeint. Diskret, aber doch allen vernehmbar, flüstert er ihr ins Ohr: „Begleitest du mich heute nacht nach Haus?". Leider versteht ihn die Schöne falsch und ist über diese vermeintliche Unverschämtheit außer sich. Der gefällige Kellner hat die größte Mühe, sie und ihre empörten Begleiter über das Mißverständnis aufzuklären. — Woraus sich ergibt, daß die Schlagerdichter wirklich besser täten, derart verfängliche Titel zu vermeiden. „Mein Papagei frißt keine harten Eier" klingt doch auch ganz schön und führt nicht zu solch unangenehmen Zwischenfällen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.